

(Nachdruck verboten.)

321

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Kosegger.

Die neueste Zeit hatte dem Waldmeister eine neue Landplage gebracht, und dem Nerger darüber schrieb er es zu, daß sich in seinen Knochen die Gicht anmeldete. Die Touristen! Das sind fürs erste weder Hirschen noch Wildschützen, also sehr verächtliche Kreaturen. Fürs zweite steigen sie auf allen Bergen und Wänden umher, jubeln und lärmern und verschrecken das Wild. Trotzen mit ihren verfluchten Bergstöcken höllisch blöde und gleichgiltig dahin und verschrecken es doch. Können den Schildhahn nicht vom Rebhuhn unterscheiden und verschrecken sie doch. Auf dem Weg, heißt's, wollten sie bleiben, diese gottsvermaledeiten Luftbummler. Auf welchem Weg? Es giebt keinen Weg, keinen öffentlichen, in unseren Gebirgen. Privatgrund! Da wird nicht aufgetreten!

Die Touristen wußten nur von einer schönen Gotteswelt und nichts von einer, die dem Kämpelherrn gehört; sie stiegen also auch hier wie überall auf die Berge und freuten sich. Da nahm der Oberförster eines Tages einen gefangenen. Der hatte nach keinem Wild geschossen, ja nicht einmal eins gesehen, denn er war sehr kurzichtig und trug über seine gewöhnlichen Augengläser Numero Acht noch ein paar blaue Brillen gegen das grelle Sonnenlicht. Diesen Menschen hatte der Oberförster festgenommen, weil das halbblinde Individuum oben auf der Rockhöhe einen Jauchzer gemacht hatte. „Wen der Teufel schon umhertreibt im Revier, der soll wenigstens 's Maul halten!“

„Aber liebster Herr Jäger,“ rief der Tourist, „wenn die Welt halt allzuschön ist! Wenn's halt gar zu lustig ist auf der Alm, wer soll da nicht jauchzen! Juch! Juch! Juch!“ Klingend jauchzten es die Wälder nach in der Runde.

Der Waldmeister war außer sich. „Die Hände kann man so einem Kerl fesseln, aber um die Gogchen läßt sich kein Schloß anlegen.“

„Juch! Juch!“ schmetterte der Tourist in alle Winde und machte einen Freuden sprung um den anderen.

Der Waldmeister legte ganz unwillkürlich die Finger an den Hahn. „Sol' der Teufel das ganze Jagdgesetz, wenn man so einen Maulaffen nicht über den Haufen schießen darf!“ knirschte er und stieß den Gewehrkolben auf den Boden.

Der Tourist mußte mit ihm. Er ging voran und pfiß allerlei Liedeln, der zornmüthige Waidmann ging hinten drein und knurrte allerlei Namen. Erst unten an der Sandach, wo das Wasser alles Pfeifen und Jauchzen und Knurren überläutete, wurde der Tourist freigelassen. Er lief aber nicht alsbald davon, sondern stellte sich hart vor den Jäger hin und sagte: Hochansehnliche Herrschaften und Jägersken! Ihr habt es weit gebracht mit der Welt, daß man jetzt nimmer jauchzen soll dürfen im grünen Wald! Das Fluchen ist nicht verboten, wie ich Euch angemerkt habe. Schön! So verdammt Euch Gott, Ihr edlen Herren und unedlen Jäger, daß Ihr Eurer Leidenschaft die Existenz braver Leute, ganzer Stände opfern könntet! Verdammt Euch Gott, die Ihr den Mordknall habt aufgebracht im Wald und das frohe Jauchzen verdrängt! Zu Pulver soll Euer Blut werden und zu Blei Euer Herz und zu Rauch Eure schwarze Seele. Guten Morgen.“

Und war davon.

Der Fluch schien echter zu sein als der gute Morgen; es war ganz verdammt heute! Noch grub in der schwarzen Seele des Waldmeisters der eine Nerger, da kam auch schon der zweite. Der Almhalter Wegerer begegnete ihm. Der schlich mäusestill daher auf dem steinigen Hohlweg, und zwar barfuß, „daß ich die Hirsche nicht verjage“, sagte er zum Ladislaus. Die Wahrheit war, daß er keinen Schuh besaß.

Der Waldmeister wollte seinen Unmuth zerstreuen und hub mit dem alten Wegerer ein Gespräch an.

„Na, Wegerer,“ sagte er, „was kann so einem Kerl aufgesetzt sein, der im Wald wie toll umherschreit und das Wild aufscheucht?“

„Fürs erste,“ antwortete der Wegerer, „kann er heißer

werden. Nachher kann's ihm durch die Straf Gottes aufgesetzt sein, daß er taubstumm wird! Ganz taubstumm. Und blind und lahm, und nach und nach todt — maujetodt!“

„Schön,“ sagte der Waldmeister, „und weil Du Dich schon so gut auskennst, und Du vor lauter Blindheit ein Seher bist geworden, sage mir einmal, was kann dem Bauer dort drüben aufgesetzt sein!“

„Dem Reuthofer? Der muß verhungern, wenn er nicht geseht ist und sich als Wildschütz einsperren läßt. Ist ihm aufgesetzt, ich sag's! — Seinem Hausfizer, dem Beshöl-Nag, ist auch was aufgesetzt. Ja, der wird mit achtzig Jahren noch ein schönes Weib heirathen, weil er Kinder haben will.“

„Da wird ihm wohl noch etwas anderes aufgesetzt werden,“ bemerkte der Waldmeister witzig. „Schau her da, Alter, hast Du schon einmal einen solchen Rosenkranz gesehen?“ Er zog aus der Tasche einen Lederbeutel und aus diesem seine Seidenschnur mit den Knoten hervor.

„Weiß nicht,“ schmunzelte der alte Almhalter. „Ich bin halt ganz unschuldig und kenn' mich da nicht aus.“

„So reden wir von anderem. Sage mir, lieber Alter, was steht unserem gnädigen Herru bevor?“

„Dem gnädigen Herru!“ entgegnete der Wegerer, „dem Kämpelherru! Ja, das ist so eine Sach!“

„Nun?“

„Der gnädige Herr Kämpelherr,“ sagte der Alte mit Bedenken, „wenn sich der nicht bald ändert — an dem erleben wir noch was!“

„Wohl doch nichts Schlimmes!“

„Weiß nicht. Wenn sich der nicht bald ändert, so —“

„Herans mit der Farbe!“

— So wird er Baron.“

Der Waldmeister lachte laut auf. Er dachte auch daran, daß es nicht sein Schaden sein würde, wenn die Weissagung des Alten in Erfüllung ginge.

„Und was meinst Du, Wegerer, was mir aufgesetzt ist?“ fragte der Waldmeister und that die Schnur wieder in den Lederbeutel.

„Dem Herrn Waldmeister?“ sagte der alte Halter und zog dabei seine Stimme in die Länge.

„Aufrichtig sein!“

„Darf ich?“

„Ich zahl einen Schnaps.“

„Ist ein gutes Fürnehmen, Herr Waldmeister, ein sehr gutes Fürnehmen. Dem Herrn Waldmeister wird's noch recht gut gehen.“

„Das hoffe ich. Will wissen, was mir für ein besonderes Glück aufgesetzt ist.“

„Nach meiner Meinung,“ sagte der Wegerer schmunzelnd, „aber nicht für übel halten! Kein Mensch kann dafür, was ihm aufgesetzt ist. Nach meiner Meinung müßte sich der liebe Herr Waldmeister zum seligen End' an seiner Seidenschnur aufhaken.“

„Und dafür willst Du Schnaps haben!“ fuhr der Waldmeister auf.

„Es kann auch Wein sein,“ sagte der Alte bescheiden.

„Schau, daß Du weiter kommst!“ herrschte ihm jener zu.

Der Wegerer schlich kopfschüttelnd davon. „Ich glaube gar“, murmelte er bei sich, „der Mann ist beleidigt. Ei Teufel, ist es mir akkurat aufgesetzt, daß ich den muß beleidigen, der mir einen Schnaps zahlen will.“

Und huschte davon.

Ein Narr müßt' einer sein!

Im Herbst war's, am Frauentag, genannt Maria Geburt.

Der Jakob saß zur Feiertagsruh' an seinem Tische und blätterte wieder einmal in der Bibel. Das Blättern ging gar mühsam von statten, die Finger waren steif und ungelent und das Papier ist keine Art und kein Spaten. Ja, wäre es eine Art gewesen oder ein Spaten, dem Manne hätte es besser bekommen. Die herbe Arbeit hatte ihm immer das Herz erfrischt, die Schrift machte ihn nur noch nachdenklicher, als er schon war. Und nachdenken soll ein Mensch nicht, der so betrübt ist, wie der Jakob es war.

Ein Lustzug vom offenen Fenster herein hatte auch ein

wenig geblättert und schließlich das Kapitel von dem verlorenen Sohn aufgeschlagen. — Was geht den Jakob der verlorenen Sohn an! Er schlug Hiob den Duldner auf — er verblätterte ihn wieder. Er suchte die Gesänge des Jeremias, aber noch bevor er sie gefunden hatte, schob sich die zwerge Dirn' zur Thüre herein und berichtete lichernd, daß ein Bettelmann draußen sei.

Man solle ihm ein Stück Brot geben.

Das habe er schon bekommen, aber er sitze auf dem Antrittstein und wolle nicht fortgehen, so berichtete die Dirn unter heftigem Lachen.

Wieder blätterte in der Bibel die Lust, Jakob's Auge fiel auf die Worte des Propheten Jesaias: „Weg ist Freude und Jubel von den Fluren. In den Hainen tönet kein Jauchzen. Du magst am Morgen Deine Saat säen, am Tage, da Du die Ernte in Besitz nehmen willst, wird sie Schutt sein. — Was war noch an meinem Weinberg zu thun, das ich nicht gethan hätte? — Der Herr wird ihn zur Wüste machen.“

Es war ihm bange. Er stand auf, um hinauszugehen in seine Stallung, daß es Werktag werde um ihn. Da sah er vor der Hausthür auf dem Antrittstein noch den Bettelmann; der saß müde da und stützte den Kopf auf die Hand. Der Jakob trat zu ihm, blickte ihm ins Gesicht und erschrak bis ins Herz hinein. — Das ist doch nicht möglich! Es kann nicht sein. Es ist nur so eine Aehnlichkeit, alte Leute sehen sich alle gleich. Und ist's doch wieder! In welchem Zustand! Zer-rissen und verkommen. — Der struppige Bart des Bettelmannes ist eisgrau und bewuchert das ganze Gesicht. Die kleinen Augen zucken wirr und die Zunge kommt aus dem Munde hervor und sucht im Bart herum nach Brofsamen, die etwa vom verzehrten Brotsstück dort zurückgeblieben sind. Dabei ist der wetterfahle Gut schief nach einer Seite hin gestülpt, so daß das Kerlchen bei seiner Armiseligkeit noch fast led aussieht.

„Mit Verlaub“, sagte der Jakob, als er eine Weile beobachtend vor dem Bettler dagestanden war, „ich muß mich doch vielleicht irren.“

„Wirst Dich nicht irren,“ antwortete der Bettelmann und trommelte mit der mausfahlen Stiefelspitze auf dem Stein. „Wirst Dich nicht irren. Kösser kaufen geh' ich um, wenn Du ihrer hast.“

„Also richtig der Guldeisner!“ rief der Jakob. „Gut anschaust! Heißt das, alt, woltern alt werden wir halt schon miteinander.“

„Alt und lech, und arm und dumm,“ knurrte der andere in seinen wulstig besetzten Mantel hinein.

„Wirst nicht eine Weil' so sitzen bleiben, Nachbar, in der frostigen Herbstluft da!“ sagte der Jakob, „geh' ein wenig in die Stuben hinein.“

„Wenn Du ein Wirthshaus hättest. Ueber Nacht bleiben möcht' ich da.“

„Wirst Platz haben,“ sagte der Jakob und dachte bei sich: „Armen Mensch! Mußt betteln und willst es nicht merken lassen.“

Er hatte vieles vorausgesehen, aber das hatte er nicht erwartet. Das Mitleid kam. Er will es ihm nicht fühlen lassen, dem Guldeisner, was dieser einst in seinem Hochmuth gesündigt.

„Mich freut es recht, Nachbar, daß ich Dich heimen kann und daß Du mein Dach nicht verschmähst,“ sprach der Jakob.

„So, Franz, mach' Dich nur bequem da in der Stuben. Brauchst nicht so still umzuthun, der Peterl auf der Ofenbank, der schläft fest. Ein Krügel Holzapfelmost, wenn Du magst. Dies Jahr ist er wieder einmal geronnen. Leg' ab Deinen Wettermantel, leg' ab. Ist das beste Zeug, so ein alter Loden, wenn man in den Regen kommt. Ich häng' auch allemal mein altes Zeug um, wenn ich ins Gebirg geh'. Aber daß Du jetzt Kösser suchst zu Altenmoos!“

„Such' ja keine,“ antwortete der Guldeisner und pfusterte die Worte nur so stoßweise hervor, „Kösser! Ein Narr müßt' einer sein! Den Guldeisnerhof möcht' ich wieder kaufen. Heißt das, wenn er noch stehen thät' und wenn ich Geld hätt'. Der Rampelherr, hab' ich gehört, will ihn wieder los haben. Will ganz Altenmoos wieder los haben. Hat einen Kracher gemacht, beim Rampelherrn. Mir kann's gleich sein. Aber errathen hast es, Reuthofer!“

Er trauf den Krug Most auf einen Zug aus.

„Wie Du's nur gar so fein hast errathen mögen!“ fuhr er gesprächig fort. „Oft hab' ich an Dich gedacht. Aber den anderen gehi's auch schlecht. Recht verzwickelt schlecht.“ Und nun hub er an zu erzählen von den Ausgewanderten, von

solchen, die irgendwo eine Hütte hatten und darin Noth litten und von solchen, die nichts hatten, und von solchen, die erschollen waren. Dann wieder lobte er die Wirthschaft des Reuthofers und rief immer wieder aus: „Daß Du es aber gar so gut hast errathen mögen!“

Der Jakob konnte sich nicht genug wundern über das vertrauensselige Gepolter des einst so schroffen, wortfargen Mannes. Es hatte in der That den Anschein, als fühlte der Guldeisner sich jetzt als Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, weit behaglicher und gemüthlicher, denn früher als reicher Großbauer und Herrenschlüsselbesitzer.

„Dummer Bauer!“ jagte der Guldeisner plötzlich und schaute den Jakob mit Verachtung an.

„So!“ entgegnete dieser.

„Kommst vom Tisch bis zum Ofen und weißt nichts. In die Fremde muß man! Die Welt muß man sehen! Einen Unterschied muß man kennen lernen! — Du lebst und stirbst auf einem Fleck und meinst, was für ein Schelmenstückel Du geleistet hast! Bist vier-spännig gefahren? Hast Champagner getrunken? Bist betteln gegangen? Nichts erfahren. Ein Narr müßt' einer sein! Der Apfel hat zwei Seiten, mein lieber Reuthofer! Auf der einen ist er roth, auf der anderen gelb. Du bist hausgeessen geblieben und guckst auch sauer drein. Wenn's was gilt, Nachbar, schlafen will ich besser wie Du!“

„Magst recht haben,“ versetzte der Jakob und dachte bei sich: Hochmüthig muß der immer sein, das eine Mal ist er's auf seinen Reichthum, das andere Mal auf seine Bettelhaftigkeit.

In Wandwinkel hockte die zwerge Dirn' und kicherte und kicherte. Das verdros den Guldeisner. „Dumme Drulle, altenmoosjerische!“ knurrte er sie an, da brach sie in ein schallendes Gelächter aus.

Als der Guldeisner und die zwerge Dirn' so nebeneinander auf der Bank saßen, er brummend und knurrend, sie lichernd und lachend, da fiel es dem Jakob ein, was die Leute sagten und daß diese zwei ungleichen Wesen näher miteinander verwandt wären, als das sonst zwischen fremden Leuten gebräuchlich und sittsam ist. Der ganz gecheite Guldeisner und die dumme Dirn'! Da sitzen sie nebeneinander und sie weiß nichts von ihm, als daß er brummt, und er weiß nichts von ihr, als daß sie lacht.

Lassen wir Gras darüber wachsen, dachte der Jakob, wer weiß, ob er eine Freude daran hätte, der Junggefell', in seinen alten Tagen eine solche Stütze zu finden. Besser, freilich, besser ist er immer noch daran, als der alte Ehemann, der kinderlos dasteht . . .

Die Abendsuppe ließ sich der Guldeisner wohl schmecken.

„Mehr Milch müßt' dabei sein, wenn Deine Köchin keine Dudl wär!“ sagte er schließlich. „Wenn ich Wasser sanfen will, so leg' ich mich in den Bach und nicht in die Schüssel.“

Der Jakob freute sich dieses kritischen Ausspruches, welcher zeigte, daß der Guldeisner satt war.

„Wo aus geht morgen Dein Weg, Nachbar?“ fragte er. Der Guldeisner blickte den Jakob wie befremdet an.

„Morgen?“ fragte er dann, „morgen bleib ich daheim.“

Da merkte es der Reuthofer, daß in der Vorstellung des Guldeisner der Reuthof zu dessen neuer Heimath erkoren war.

„Es wäre schon recht, wenn ich Dir ein Daheim geben könnt,“ versetzte der Jakob zu einer höflichen Ablehnung.

„Schau' Dir's halt einmal an, das traurige Altenmoos.“

Der Guldeisner brütete vor sich hin und murmelte: „Altenmoos! Auf diesem Fleck ist's mir auch einmal gut 'gangen.“ Dann fuhr er auf: „Nachschauen muß ich. Die vertrackten Kerle schlagen mir Jungwäld nieder. Sag' einmal, Winkelbauer, sind da oben im Knatschelhaus, oder im Oberstöckelhaus Leut' drinnen?“

„Liegt seit fünfzehn Jahren kein Zimmerbaum mehr auf dem anderen.“

„Sind im Sandlerhof Leut' drinnen, oder im Waldstuberhäusel?“

„Wo diese gestanden sind, da wachsen Brennesseln.“

„Dodl alter,“ fuhr der Guldeisner den Jakob an, „wo soll einer denn nachher betteln, wenn die verdammten Nester dahin sind! Na hörst, Bauer, dieses Altenmoos ist sauber herunter gekommen!“

Eine scharfe Entgegnung lag dem Jakob auf der Zunge, er sprach sie nicht aus, er hatte Mitleid mit des Alten wirr-gewordenem Kopf. Er lud ihn ein zum Schlafengehen.

Als der Guldeisner sein Leibl auszog, um es über den

Strohhaub zu breiten, den ihm der Jakob in die Stube zur Schlafstätte getragen hatte, klebte er ein Papier aus der Tasche. „Da hab' ich — wenn's wahr ist — einen Brief“, murmelte er. „Dätt' eh bald vergessen, daß ich ihn abgieb'. Dem Jakob Steinreuter gehört er“ und las stotternd die Adresse: „Bauer in Altenmoos bei Sandeben, letzte Post Krebsau in Steiermark, Kaiserthum Oesterreich. — Muß weit her sein, weil er so viel umfragt in der Welt nach dem Jakob Steinreuter. Da hast ihn.“

„Wie kommst Du zu so einem Brief?“ fragte der Jakob, das große versiegelte und verbogene Schreiben ihm aus der Hand nehmend.

„Traurig stünd's mit Eurer Post, wenn unsereiner nicht wär'. Hundsttraurig. Der Bot' in Sandeben — wohin ich ginge? schreit er mir nach. Heim, sag' ich, ins Altenmoos. Ob ich mir einen Botengroschen wollt' verdienen und einen Brief mitnehmen für den Reuthofer? Lumpig! sage ich, daß Ihr sogar die Kavaliere belästigen müßt mit Eurer Briefpost. Her den Bettel! — Sapperment, ist das einmal ein Federbett!“

Damit sank er in das Stroh. „Ah, jetzt werd' ich bald König sein,“ lallte er noch, dann schnarchte er auch schon.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kommunard.

In der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdruck der „Erinnerungen eines Kommuneklämperers“ von Henri Brissac. Wer ist Henri Brissac? werden die Jüngeren fragen. Unter den Aelteren sind viele, die ihn dem Namen und Aussehen kennen, dieses Prachtexemplar der immer seltener werdenden Vieilles Barbes („Alten Bärte“), wie man in Frankreich die noch überlebenden Verschwörer und Barrikadenkämpfer aus den Zeiten Louis Philipp's und Napoleon's des Kleinen nennt. Es war damals die Romantik der Revolution, und Henri Brissac mit seinem Feuerkopf und seiner flammenden Phantasie war einer der romantischsten jener Romantiker. Und ist er auch jetzt in den Siebziger — er ward 1825 geboren —, so ist sein Herz doch noch so jung wie vor 50 Jahren, nur daß sich aus dem Romantiker der Revolution ein klar bewußter Sozialist entwickelt hat.

Als Knabe und Jüngling begeistert durch die Großthaten der französischen Revolution, gerieth er als Einundzwanzigjähriger in die sozialistische Strömung. Er las — 1846 — die Schriften Fourier's, dessen scharfe, lebendige Kritik der Bourgeoisie-Wirtschaft sich ihm unverlöschlich einbrannte.

Die Fourieristen waren eine der drei sozialistischen Schulen, die damals in Frankreich neben einander und mit einander rangen: Saint Simonisten, Cabetisten, Fourieristen. Die revolutionären Franzosen mußten zu jener Zeit irgend einen Zensus huldigen — auch die von heute haben diesen nationalen Erbfehler noch nicht ganz ausgeschwigt —; Brissac wurde Fourierist. Mit Considérant, Cautagrel und anderen arbeitete er an der nach Fourier's Tode gegründeten „Democratie Pacifique“ (wörtlich: „friedliche Demokratie“), dem Hauptorgan vorachtundvierziger Sozialisten. Trotz der Friedlichkeit der „friedlichen Demokratie“ kämpfte er, 23 Jahre alt, auf den Barrikaden des Februar (1848), und vier Monate später auf denen der Junischlacht. Er kam heiler hant davon; und auch der Staatsstreich des 2. Dezember 1851 verschonte den noch wenig Bekannten. Unter dem Kaiserreich setzte Brissac seine literarische Thätigkeit fort, so gut es ging, und wurde durch ein Gedicht, das er George Sand widmete, mit dieser genialsten Verfechterin der Frauenemanzipation bekannt und befreundet. Ende der fünfziger Jahre gründete er die „Revue de Paris“, welche jedoch bald von der kaiserlichen Polizei unterdrückt ward. Von Glet erfüllt über die politische Schandwirtschaft und an der Möglichkeit baldiger Besserung verzweifelt, begab Brissac sich 1860 nach Warschau, wo er als Sprachlehrer seinen Lebensunterhalt fand. Sieben Jahre später veröffentlichte er in Paris, wo der Druck des kaiserlichen Despotismus anscheinend etwas nachließ, seine von schwärmerischer Liebe zur Menschheit getragene Schrift: „Der neue Geist in der Menschheit“ (L'Esprit Nouveau dans l'Humanité); und im Jahre 1869 lehrte er in die Heimath zurück, um sich persönlich an dem Kampf gegen das Kaiserreich zu betheiligen, dem die junge französische Demokratie kühner und kühner zu Leibe ging. Im „Rappel“, in der „Glocke“ („Glocke“) war seine Feder unermüdet, und in Versammlungen, die allerdings nur in privat gemietheten Räumen stattfinden durften, bildete sich Brissac zum Volkstredner. Der Krieg kam; der Sturz Napoleon's, die Errichtung der Republik; die Belagerung von Paris. Brissac trat in die Redaktion des „Combat“ („Kampf“) ein, und später auch des „Vengeur“ („Rächer“). An den Versuchen, die Republik demokratisch zu machen und den revolutionären Massenkrieg zur Vertheidigung zu organisieren, nahm er natürlich nach Kräften theil. Die französischen Reaktionsäre wollen die Republik ersticken, das bewaffnete Paris entwassern. Das Volk erhebt sich am 18. März 1871. Die Kommune erhebt und Brissac wird Mitglied der Kommune. Am 15. April wird er in den Exekutiv-

Ausschuß der Kommune gewählt und einige Tage später in den Wohlfahrts-Ausschuß.

Während der Kommune that Brissac seine Schuldigkeit. In der blutigen Maiwoche erlag die Kommune dem Ansturm der übermächtigen Feinde. Fünfunddreißigtausend Leichen bezeichneten den Sieg der „Ordnung“.

Am 20. Juni wurde Brissac verhaftet und zu lebenslänglicher Deportation, d. h. zur „trockenen Guillotine“ verurtheilt. Seine Schicksale in der Gefangenschaft und aus dem Bagno hat er in seinen „Erinnerungen“ beschrieben, die wir für den „Vorwärts“ übersetzen ließen und die wir von morgen an unseren Lesern vorführen werden. Ist doch morgen der 26. Jahrestag der Kommune-Erhebung. In seinen „Erinnerungen“ lernen unsere Genossen und Genossen den Mann kennen. Le style c'est l'homme — der Stil ist der Mensch — und der Mann.

Die Amnestie des Jahres 1880 öffnete Brissac die Thore des Gefängnisses und der Heimath.

Im Kerker hatte er Muße gehabt, nachzudenken, sich zu sammeln. Er begriff, daß der Sozialismus etwas anderes ist als philanthropische Träumerei und eine Sammlung frommer Wünsche. Er hatte von Marx gehört — sobald er in Frankreich war und sich Bücher verschaffen konnte, ging er an das Studium des „Kapitals“ und anderer Schriften unseres großen Lehrers. Und er, der sozialistische Schwärmer, wurde wissenschaftlicher Sozialist.

Seitdem ist Henri Brissac unermüdet thätig in der Propaganda für den modernen wissenschaftlichen Sozialismus und die internationale Sozialdemokratie. In allen Organen, welche die revolutionären Sozialisten nacheinander ins Leben riefen, arbeitete er mit, der fleißigsten und tüchtigsten einer — im „Citoyen“ („Bürger“), im „Citoyen de Paris“ („Bürger von Paris“), im „Cri du Peuple“ („Ruf des Volks“). Außerdem in der „Société Nouvelle“ (der „Neuen Gesellschaft“) von Brüssel, und in der wissenschaftlichen „Revue Socialiste“ etc. Vom Augenblick an, wo die „Petite République“ unter den Einfluß der sozialistischen Partei kam, wurde Brissac Mitglied der Redaktion. —

Ehre dem Braven! Und noch recht viele Kämpfe! Das ist das Beste, was wir ihm wünschen können. —

W. I.

Kleines Feuilleton.

— Aphorismen über die Kunst. Sich selbst zu offenbaren und den Künstler zu verbergen, ist Zweck der Kunst. —

Kritiker ist der, der seinen Eindruck vom Schönen in neuer Form oder neuer Technik wiedergeben kann. —

Bücher sind weder moralisch noch unmoralisch; sie sind gut geschrieben oder schlecht geschrieben. Ein drittes giebt es nicht. —

Kein Künstler will etwas beweisen; nur Thatsachen können bewiesen werden. —

Vom formellen Standpunkt ist die Musik das Urbild aller Künste; vom Standpunkt des Gefühls ist es die Schauspielkunst. — Der Beschauer, nicht das Leben, wird von der Kunst wieder- gespiegelt. —

Meinungsverschiedenheiten über ein Kunstwerk zeigen, daß es neu, vollständig und lebensfähig ist. —

Alle Kunst ist ganz nutzlos. —

Oscar Wilde. („Wiener Rundschau.“)

— Wie die Venus von Milo aufgefunden wurde, darüber hat der verstorbene Marquis von Trogoz-Lanvaux, der im Jahre 1820 Seeladett auf der „Espérance“ war und sich im März jenes Jahres auf der Insel Milo, dem alten Melos, aufhielt, eine Notiz hinterlassen, die erst jetzt zur Veröffentlichung gelangt. Sie lautet nach einer Mittheilung des „Leipz. Tagebl.“: „Während unseres Aufenthaltes in Melos bemerkte ein griechischer Bauer bei der Feldarbeit, daß die Erde den wiederholten Schlägen seiner Hacke widersteht, zieht diese zurück und gewahrt eine Art Wölbung. Getrieben durch die Neugier und die Hoffnung, einen werthvollen Fund zu machen, gräbt er rund herum und erkennt, daß er eine Art Nische vor sich hat. Nach vieler Arbeit findet er endlich die Eingangstür, stürzt sich darauf und sieht zu seinem großen Erstaunen eine wundervolle Frauenfigur mit zwei Armen zu beiden Seiten. Sie ist gut erhalten. In einer ihrer Hände hält sie einen Apfel, und man hat sie deshalb für die Gottheit der Insel angesehen — da melos im Griechischen Apfel bedeutet — aber man kann sie ebenso gut für eine Venus halten. Sie ist von großer Schönheit; die Draperien sind bewundernswürth ausgeführt.“ Der herrlichen Figur fehlen die beiden Arme, und nach dem damaligen offiziellen Bericht sollte sie auch ohne Arme gefunden worden sein. Dem widerspricht nun sowohl die obige, gewiß einwandfreie Mittheilung eines ganz unbefangenen Augenzeugen, der ebenfalls als Schiffskadett der Ausgrabung bewohnte. Dumont d'Urville, der 1874 schrieb: Die Statue stellte eine nackte Frau dar, deren linke emporgehobene Hand einen Apfel trug, während die rechte ein Geschick drapiertes Gewand hielt, das nachlässig von den Hüften bis zu den Füßen herabfiel; übrigens waren beide verstümmelt und nicht augenblicklich vom Körper entfernt.“ Woher diese Verstümmelung rührte, darüber giebt die Erzählung des Bizekonsuls West Auskunft, daß sich um den Besitz des Standbildes zwischen französischen, griechischen und türkischen Soldaten ein förmliches Gefecht entsponnen habe, bei dem die Statue arg zu Schaden

gekommen sei. Um der Verantwortung für diese Barbarei zu entgehen, wurde in dem amtlichen Bericht gesagt, die Statue hätte bei der Auffindung bereits keine Arme mehr gehabt; und auch der Rabett Dumont d'Urville wurde, wie ein anderer Augenzeuge, Lieutenant Wallter berichtet, veranlaßt, dieser amtlichen Besart beizupflichten, die er erst 54 Jahre später richtig stellte. —

Literarisches.

n. Wolff, Franz: „Opfer der Zeit“. Schauspiel in 4 Akten. Dresden 1897. G. Pierion. Georg Dolberg steht am Ziele seines Strebens. Soeben ist der große Eisenting bis auf die Unterschriften eine Thatsache geworden. In gehobener Stimmung verlassen die Gäste, die beteiligten Eisenwerksbesitzer, die Tafel, um bei einer „fröhlichen Regelpartie“ im Garten neue Kräfte für das Souper zu sammeln. Während des Regelschiedens beschließen sie als erste That des neuen Unternehmens die Entlassung von 200 Arbeitern, um die Dividende zu steigern. Dolberg, der plötzlich moralische Umwandlungen bekommt, erklärt sich dagegen, weil er als neugeborener Direktor es nicht schon am ersten Tage mit der Masse, d. h. den Arbeitern, verderben will und dann, weil die Aktionäre, ohne ihn zu fragen, diesen Beschluß gefaßt haben. Wem verdanken sie denn überhaupt ihr Glück? Ihm, dem Schwiegersohne des Reichsten unter ihnen. Hat er deshalb all seine Ideale in den Staub getreten, ein Weib des Geldes wegen geheirathet und jahrelang den Knecht gemacht, um in der ersten Stunde, wo er Herr geworden ist, es nicht ganz und unumkehrbar zu sein? Er läßt seinen Schwiegervater rufen. Dieser erklärt ihm, daß er bankrott sei und sich eine Kugel durch den Kopf jagen müsse, wenn die Gründung nicht zu stande komme. Er schließt seine Erklärung mit den Worten: „Als Direktor wird uns Deine Arbeit bald in gutes Fahrwasser bringen!“ „Arbeit, und immer wieder Arbeit!“ ruft ihm Dolberg entgegen, „jetzt glaube ich oben zu sein... genießen zu können, Ansehen, Reichthum zu ernten... Wofür hätte ich denn meine Jugend hingegeben, mein ganzes Leben geopfert?!“ Der Schwiegersohn eines armen, eines bankrotten Mannes hat keine Kraft mehr weiter zu leben. Die Ueberzeugung, daß der Reichthum hinter ihm stehe, hatte ihn kühn, unternehmend und rücksichtslos gemacht; jetzt liegt er feige und gebrochen am Boden. Mit dem Glauben an sich hat er auch den Glauben an die Zukunft verloren. Ertlich arbeiten kann er nicht mehr, dazu ist er längst zu verweichlicht, und das Betrügen mit dem Gelde anderer Leute für die Taschen anderer macht ihm erst recht kein Vergnügen mehr. Durch einen Revolvererschuß macht er seinem „verfehlten“ Leben ein Ende. — Der Verfasser hat den Versuch gemacht, die sehr unwahrscheinliche Handlungsweise Dolberg's durch kluge Reden und sentimentale Auftritte als folgerichtig hinzustellen. Wer indessen die Leute der Dolberg'schen Gesellschaftschiicht nur einigermaßen kennt, wird anderer Ansicht bleiben und trotz aller Anerkennung, die er dem Talente des Verfassers zollt, das Buch unbefriedigt bei Seite legen. —

Völkerkunde.

— Die Heirath zwischen Todten. Die merkwürdige Sitte der Heirath zwischen Todten bespricht schon Marco Polo bei den Tartaren. Wenn jemand eine Tochter hatte, die vor der Hochzeit starb, und ein anderer hatte einen Sohn, der ebenfalls vor der Hochzeit gestorben war, so richteten die Eltern dieser beiden Verstorbenen eine große Hochzeit für dieselben aus. Ein Kontrakt wurde aufgesetzt und dann verbrannt, damit die beiden in der anderen Welt die Thatsache erfahren und sich gegenseitig als Mann und Weib betrachten könnten. Die Eltern hielten sich von Stunde an für Verwandte, als wenn ihre Kinder wirklich sich geheirathet hätten. Dasjenige, was als Brautgeschah zwischen den Eltern vereinbart war, ließ derjenige, der es zu zahlen hatte, auf ein Stück Papier malen und verbrannte dasselbe, in dem Glauben, daß sich dadurch die genannten Dinge im Jenseits für die Vetheiligten verwirklichten. Colonel Yule glaubte, daß diese Sitte chinesischen Ursprungs sei. Der Japaner Kumugusu Minakata weist dies aus einer chinesischen Quelle, dem „Tschung-luh“, auch nach. Aus derselben geht hervor, daß die Sitte im Norden China's bestand, aber offenbar von den Tartaren entlehnt war. Ein Freierwerb „Aweime“, d. h. Ehepartner der Geister“, wurde von den Eltern als Vermittler gewählt, der die Ceremonie, die von der oben geschilderten etwas abwich und dann zum theil bei den Gräbern der Verstorbenen vorgenommen wurde, anführte. — Der chinesische Autor des genannten Buches, Kang Yu-chi, erzählt, daß er selbst seine alte Heimath kurz nach der Unterjochung durch die Kintartaren im Jahre 1126 v. Chr. besuchte. Die Heirath der Todten muß ihm nun dort als etwas neues entgegengetreten sein, was durch die nördlichen Eindringlinge nach China eingeführt worden war, denn er fühlt sich veranlaßt, die Sitte als Erster aufzuzeichnen. („Globe“.)

Aus dem Thierleben.

— Habicht und Krähen. Aus Burgdorf (Provinz Hannover) wird der „Magd. Ztg.“ unterm 12. März geschrieben: Ein interessanter Kampf zwischen einem Hühnerhabicht und einer Anzahl Krähen spielte sich gestern Nachmittag in der benachbarten Ortschaft Weserlingens ab. Auf einer Wiese dicht beim Dorfe waren

mehrere Hühner mit dem Auspicken von grünen Gräsern beschäftigt, als plötzlich ein großer Hühnerhabicht aus den Lüften herabschoß, sich auf eins der Hühner stürzte, es mit seinen Fängen ergriff und nun mit der Beute davonfliegen wollte. Doch der Habicht hatte seine Rechnung ohne die Krähen gemacht, die in großer Anzahl nicht weit entfernt den Vorgang mit angesehen hatten. Ohne langes Besinnen flogen die Krähen auf den Habicht los, um das laut schreiende Huhn seinen Krallen wieder zu entreißen. Sie rückten dem Habicht denmaßen zu Leibe und bearbeiteten ihn so mit Schnabelstichen, daß er schließlich seine Beute im Stich lassen mußte und schleunigst die Flucht ergriff. Vollbefriedigt über ihre Arbeit ließen sich die Krähen dann wieder in den Ästen der Bäume nieder, riefen dem Räuber aber noch lange ihr „Deiß! Deiß!“ nach. —

Technisches.

— Preisausschreiben für industrielle Neuheiten. In Wien findet in diesem Sommer eine „Internationale Ausstellung neuer Erfindungen“ statt. Die Direktion der Ausstellung hat die Ausschreibung von Geldpreisen für die besten und zweckmäßigsten Lösungen besonders aktueller und wichtiger industrieller Probleme beschlossen. Ausgesetzt ist je ein Preis von 300 Kronen für das beste Automobil-Fahrrad, für den besten transportablen Gaserzeuger und für einen lompensiblen Ventilator; je ein Preis von 150 Kronen für den besten Extingteur und den besten Kranken-Fahrruhl; je ein Preis von 100 Kronen für den besten Petroleum-brenner, für den zweckmäßigsten Rettungsgürtel, für die beste Bremse der Fahrräder, für das beste Alarmschloß, für den besten Kleinfilter, für das billigste und reichhaltigste Reise-Recessaire, für den besten automatischen Thürschließer, für den besten Verbandskasten, für das einfachste und billigste Verfahren zur Herstellung schwarzer Lichtpausen, für die beste Ausziehvorrichtung für Pendeluhren, für die beste Touristen-Kamera für Radfahrer, für die beste Fahrradlaterne und für die beste Typen-Schreibmaschine. Die ausführlichen Bedingungen für die Btheiligung werden auf Verlangen von der Direktion der Ausstellung gratis und franko zugesendet. —

Humoristisches.

— Theorie und Praxis. Ein frommer Mann, der einen Spejereisladen besaß, fragte seinen Labendienter: „Johann, hast Du den Rum gewässert?“ „Ja!“ „Hast Du den gestohlenen Zucker mit Sand gemischt?“ „Ja!“ „Hast Du den Tabak angefeuchtet?“ „Ja!“ „Nähle noch Kommissbrot unter den Pfeffer, dann komm' herein, wir wollen unsere Andacht verrichten.“ —

— Ein Ganzschlauer. Gegen den Kardinal Mazarin wurden unzählige Spottgedichte veröffentlicht. Er kümmerte sich nicht darum. Nur einmal that er sehr erobt und befahl, alle Exemplare einiger Schmähschriften, die gegen ihn loswetterten, ins geheim aufzulaufen, um sie dann, wie er vorgab, verbrennen zu lassen. Als er alle beisammen hatte, ließ der schlaue Italiener sie alle wieder verkaufen und erzielte mit diesem Handel zehntausend Thaler. —

Vermischtes vom Tage.

— Soden, der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, ist Direktor eines großen Plantagen-Unternehmens in Kamerun geworden. —

— In Schmalkalden hat ein Zimmermann seine Frau im Streite mit einem Beile erschlagen. —

— In München ist in der Somtnagnacht in Folge von Schneefall und Frost ein Drittheil der Telephonadähte gerissen. —

— In Ludwigsburg (Würtemberg) kam ein Bäckerlehrling auf den Einfall, seine Kameraden durch „probeweises Aufhängen“ zu erschrecken. Die Absicht gelang nur zu gut. Der Unvorsichtige bezahlte den Scherz mit dem Leben. —

— Aus einem Wiener Juwelierladen wurden Waaren im Werthe von 40 000 Gulden gestohlen. —

— Den Bazillus der Kahtheit will in Paris der Dr. Sabourand entdeckt haben. —

— In Belgien soll der Transport und Verkauf von Fröschen verboten werden. Der Antrag geht vom Ackerbauministerium aus. In Süddeutschland und Frankreich gelten Froschschenkel als Fastenspeise. —

— In Brüssel wurde eine Falschmünzer-Werkstätte entdeckt. Zwei Männer wurden verhaftet. Die bürgerlichen Blätter bezeichnen sie als Anarchisten. —

— Im Postamt zu Genua brach in Folge einer Gasexplosion Feuer aus. Sechs Personen wurden verwundet. —

— In Balu (am kaspiischen Meer) befürchtet man das Ausbrechen der Pest. Die Arbeiter fliehen zu Hunderten. —

— Saint Louis (Nordamerika), 16. März. Ein der Firma „Ely Walker u. Co.“ gehörires siebenstöckiges Waarenhaus ist gestern Abend durch Feuer zerstört worden. Der Werth des abgebrannten Gebäudes wird auf 200 000, der Werth der verbrannten Waaren auf 1 500 000 Doll. geschätzt. Bei den Löscharbeiten kamen mehrere Feuerwehrleute ums Leben.